

Die Türme

Autor(en): **Middendorp, Herman**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **4 (1928)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE TÜRME

• Von HERMAN MIDDENDORP • Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen von Lucie Blochet-Glaser

(Nachdruck verboten)

Die Zimmerecken verschwanden in der frühen Dämmerung. Die beiden Freunde saßen an dem knisternden, züngelnden Feuer; der eine mit nervösem, angstvoll gespanntem starren Gesichtsausdruck, der andere ruhiger, obwohl auch ernst, lauschend, während die linke Hand den dunklen Bart strich.

«Wir haßten einander», fuhr van Rijssel nach einer Weile fort. «In den meisten unharmonischen Ehen bringt man es schlimmstenfalls bis zur Gleichgültigkeit; bei uns war es wirkliches Haßgefühl. In dem kleinen Ort, wo wir wohnten, hatten wir so gut wie keinen Verkehr; mich persönlich stieß das fade, oberflächliche Gesellschaftsleben ab, und meine Frau, noch schwieriger als ich im alltäglichen Umgange, hatte keine einzige vertraute Freundin. In gemeinsamem unmittelbarem Zusammensein durchlebten wir unsere Einsamkeit. Ganze Abende verbrachten wir miteinander, ohne daß ein einziges Wort gesprochen würde, und dieses Schweigen, so quälend es sein mochte, war dem bissigen Wortwechsel noch weit vorzuziehen, der unsere tägliche Unterhaltung bildete. Daß unser Zusammenleben so äußerst unangenehme Formen annahm, muß wohl darauf zurückgeführt werden, daß keine einzige äußere Ursache vorhanden war. Alles entstand aus der natürlichen Feindschaft zwischen ihrer weiblichen und meiner männlichen Art; unsere Naturen stießen aufeinander und verletzten immer wieder die empfindlichsten Stellen unseres Innenlebens. Zu der einzig möglichen Auflösung: einander so schnell wie möglich zu verlassen, wollte keiner von uns den ersten Schritt tun; es würde für uns beide die Aufgabe des Kampfes bedeutet haben, und den Triumph des Sieges gönnten wir einander nicht. Und all die Jahre lebten wir in wachsender Bitterkeit und dauernder Selbstquälerei.

Eines Abends ertappte ich mich sogar bei dem Gedanken, daß ich ihren Tod herbeiwünschte. Diese Vorstellung erschreckte mich in hohem Maße, und ich versuchte, sie zurückzudrängen; aber als ich am späten Abend von einem Spaziergang heimkehrte, trug ich das folternde Bewußtsein mit mir herum, daß ich in dieses neue Stadium unseres Verhältnisses eingetreten war, ohne daß ich oder irgend jemand anders auf der Welt es hatte verhindern können.

Es ist seltsam, aber ich bin davon überzeugt, daß meine Frau um diese Verschärfung meiner Gefühle wußte; und das nicht allein, ich wußte auch, daß sich in ihr dasselbe Verlangen festgesetzt hatte. Ich kann diese Dinge nicht beweisen, aber ich hatte wiederholt das Gefühl, als ob sie mit Bestimmtheit wußte, was ich dachte, als ob ich es ihr bis in die äußersten Einzelheiten mitgeteilt hätte. Vielleicht kam es daher, daß wir jahrelang unser Denken auf die empfindlichsten Punkte im psychischen Leben des anderen gerichtet hatten.

Kurze Zeit darauf wurde ich meines Postens enthoben und mein Arbeitskreis brachte es mit sich, daß ich mich dann an verschiedenen Orten aufhalten mußte. Wir schlossen unsere Wohnung und gingen auf Reisen.

Meine Tätigkeit nahm nur einen kleinen Teil meiner Zeit in Anspruch, und die uns verbleibenden Stunden benutzten wir dann und wann, um die Sehenswürdigkeiten der Orte zu besichtigen, in denen wir uns gerade aufhielten. Nun geschah es an einem Frühlingmorgen, daß wir einen hohen Turm bestiegen. Wir gingen ohne Begleitung hinauf und starteten über die Brüstung in den weiten blauen Tag, über die verschwimmenden Felder. Ich machte die unglückselige Bemerkung, daß man, wenn die steinerne Umrandung nicht wäre, leicht hinunterfallen könnte. Meine Frau sah mich an. Ich weiß nicht, was sie in diesem Augenblicke dachte, aber sie wandte sich ab und sagte mit unsicherer Stimme, daß sie wieder hinunterginge. In der nächsten Stadt, in die wir kamen, machte sie mir selbst den Vorschlag, einen der Türme zu besteigen, obwohl nirgends etwas davon verlautete, daß dieser Turm an und für sich etwas Besonderes bot. Wir stiegen hinauf. Der Tag war trübe und der Himmel drohte mit Regen, als wir aus der kleinen Turmtür auf die Galerie traten. Der Aussicht um uns her schenken wir nur wenig Interesse; schweigend gingen wir um den Turm herum, und nun sahen wir, daß einige Arbeiter damit beschäftigt waren, eine Reparatur auszuführen. Ein Teil der Brüstung war weggebrochen und einer der Arbeiter drückte sein Erstaunen darüber aus, daß man uns hatte hinaufgehen lassen. Aber wir hatten die Kirchentür offen gefunden und waren, ohne jemand zu sehen, hinaufgestiegen.

Meine Frau stand einige Augenblicke zwischen den Arbeitern und plötzlich durchströmte mein

Herz das wilde Begehren, daß sie stürzen sollte. Auch als wir über die schmale Wendeltreppe wieder hinuntergestiegen waren, beherrschte mich dieses Verlangen noch immer. Sie muß es gefühlt haben. Und sie muß gewollt haben, daß ich fallen sollte.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht; in meiner überhitzten Phantasie sah ich sie an der rechten Turmwand hinunterstürzen, und ich wollte es so... Und ein unbeschreibliches Gefühl — es war gleichzeitig Verzweiflung und Entzücken — überkam mich, als meine Frau mir am nächsten Tage vorschlug, zum zweiten Male den Turm zu ersteigen. Es war in der Mittagsstunde; so daß wir damit rechnen konnten, daß die Arbeiter ihr Werk vorübergehend verlassen haben würden.

Wir gingen. Das hartnäckige Verlangen wich



GROSSE WÄSCHE VOR DEM BALL

keinen Augenblick aus meinem Herzen. Ich hatte ein Gefühl, als ob es ein Kampf auf Leben und Tod werden würde. Wir standen einige Zeit nebeneinander in der Oeffnung der Brüstung. Ein feiner, senkrechter Regen fiel hernieder. Jeder hatte das Leben des anderen in der Hand. Ich berührte ihr Kleid. Ich weiß mit Sicherheit, daß diese Bewegung an sich keine einzige Wirkung gehabt haben kann. Ich sah sie wanken, und sie fiel, ohne daß sie mich noch einmal angesehen hatte... Ich hörte mich selbst einen heiseren Schrei ausstoßen; es war, als ob der Turm eine heftige schwankende Bewegung machte und im selben Augenblick wurde ich bewußtlos. Es ist reiner Zufall, daß ich nicht auch hinuntergestürzt bin.

Sage mir nun,» drängte Van Rijssel, mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft in seiner Stimme, «sage mir jetzt, habe ich sie ermordet?»

Aber der andere startete nachdenklich vor sich hin und antwortete nicht.

ROTE ROSEN

VON CAREL BURBACH

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen von Willy Blochet)

Es war fatal... aber es war nun einmal so: nur einmal im Jahr verdunkelte eine unheimlich

kündende Wolke den sonst so klaren und von allen häuslichen Zwisten freien Ehem Himmel der Valois. Einmal im Jahr, immer an demselben Datum, ja immer zum selben Zeitpunkt, kam sie angetrieben, und die Entladung ließ dann niemals lange auf sich warten. Es gab eine Explosion, heftig, kurz und gewaltig, und sie war traditionell. Sie fand statt am 5. Mai und sie wurde durch nichts anderes verursacht als durch die einfache Erscheinung eines Straußes wunderschöner dunkelroter Rosen, kaum erblüht, duftend und frisch; unten hing getreulich ein Kärtchen mit der Aufschrift, die nicht kürzer und bündiger hätte sein können: Valois. Die Adresse mochte etwas unbestimmt sein, aber angesichts der Tatsache, daß Herr Valois nicht gewöhnt war, Blumenhuldigungen zu empfangen, bestand kein

Und jedes Jahr, aufreizend genau zum selben Zeitpunkt, durch beide ängstlich erwartet, kam immer wieder die süße Unglückssendung, in weißes Papier eingeschlagen, ohne das geringste Zeichen ihrer Herkunft. Der Bote, der die Blumen brachte, in den ersten Jahren schnell entwischt, schließlich doch in Valois' Hände gefallen, verweigerte jedoch jede Auskunft, unerschütterlich und unzugänglich für Trinkgelder oder Drohungen. Und Herr Valois sann und grübelte — 5. Mai! — und versuchte sich zu erinnern und tastete weiter im Dunkeln. Es war zum verrückt werden!

Da beschloß Valois, was es auch kostete, hinter die Wahrheit zu kommen. Erfüllt von dem unabhängigen Willen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, hatte er sich hinter dem Fenster versteckt und wartete die Ankunft des Boten ab. Kaum wurde er ihm gewahr, so eilte er hinaus, öffnete die Tür, nahm mit schmerzlich-wohlwollendem Lächeln — soweit geht des Menschen Kunst zu heucheln in der Not — die Blumen in Empfang, ergriff schnell ein bereitstehendes Fahrrad und fuhr dem sich rasch entfernenden Boten nach. Die Fahrt dauerte nicht lange. Der Junge verschwand in einem der vornehmsten Blumengeschäfte, ganz in der Nähe. Valois sprang ab und betrat den Laden. Ein älterer Mann kam ihm entgegen. «Mein Name ist Valois», begann der aufgeregte Herr. Sofort klärte sich das Gesicht des alten Ladenbesizers auf. «Ach so,» sagte er lächelnd, «ja, jetzt erkenne ich Sie wieder... Sie kommen zu rechter Zeit, die dreißig Gulden sind gerade aufgebraucht.»

«Wie, bitte?» stammelte Valois, auf diese Andeutung nicht vorbereitet, verduzt.

«Es war heute genau das zehnte Mal», fuhr der Alte freundlich fort. «Sie hatten doch bestellt, nicht wahr, jedes Jahr am 5. Mai einen Strauß zu drei Gulden, also... und sein Gesicht drückte aus: «Also rechnen Sie nach!» Und als Valois ihn mit weit geöffnetem Mund entgeistert anstarrte: «Im zweiten Jahr klappte es schon nicht mehr, kein Fräulein Loukie auf der angegebenen Adresse zu finden. Drum habe ich die Bukette nur weiter jedes Jahr an Ihre Adresse geschickt, ich dachte, das würde Ihnen recht sein.»

«Aber Herr, ich weiß von nichts», stieß Valois hervor.

«Das kann sein,» antwortete der Mann, «der Herr kam damals von einer Festlichkeit oder so und war... mit Erlaubnis, nicht mehr ganz nüchtern. Aber die dreißig Gulden waren bezahlt, und also, nach Ehre und Gewissen... und sollen die Blumen auch künftig noch geschickt werden?»

... Neben seinem Rade, denn drauf zu sitzen, wagte er in diesem Zustand nicht, schwankte Herr Valois, ohne auf den Weg zu achten, heim, und es hämmerte in seinem Kopfe: «Loukie — rote Rosen — 5. Mai — Geburtstag!» Er hatte es: Loukie, die Angebetete aus seiner Studentenzeit, die so sehr für rote Rosen schwärmte und am 5. Mai Geburtstag hatte...

Frau Valois glaubt noch immer, daß sie zehn Jahre lang einen stillen Anbeter gehabt hat.

DER «BLAUE MONTAG»

Kaum wohl dürfte vom «blauen Montag» mehr gesprochen werden, als in der tollen Faschingszeit, in den Tagen, da alt und jung sich so gerne dem gestrengen Szepter Prinz Karnevals unterstellt. Und wenn auch heute der sog. «blaue Montag» zur Alltagsprosa gehört, so hat er dennoch seinen Ursprung im urechten «Blauen oder Fastnachts-Montag». Das Charakteristische hat er vom sog. «Durchblauen», so, wie sich im Mittelalter z. Z. der Zünfte die müßigen und stets zehenden Handwerksburschen mit Fäusten und Stöcken traktiert haben und damit einander auch «blau» geschlagen, daher heute noch die Drohung bei Tumulten und Gelagen: «Wart, ich schlage dich ganz blau».

Dem eigentlichen Fastnachtsmontag wiederum sollte ein kirchlicher Charakter anhaften, denn im Mittelalter herrschte die Sitte, daß mit dem Fastnachtsmontag für längere Zeit die irdischen Genüsse, d. h. die großen solennen Gelage und Schwelgereien eingestellt werden mußten. So kam deshalb dem Fastnachtsmontag vermehrte Bedeutung zu und das Volk taufte ihn alsdann nur noch «Freimontag». Es war also nicht wunderbar, wenn bei diesen Volksgelagen auch der Neck- und Zankteufel eine schlimme Rolle